

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 250.

Montag, den 26. Oktober

1925.

„Draußen, am Wall von Sevilla . . .“

(87. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Roman von Erica Gruve-Pöcher.

Manuel hätte es feige gefunden, abzuleugnen. „So — also sie ist es —?“ fragte er leiser. „Ja, sie war ein kluges, raffiges Wesen, sie sang sehr schön, und sie tanzte mit bezaubernder Anmut — aber — daß sie einst eine Künstlerin werden und die Kühnheit haben würde, so vor das große Publikum hinzutreten? Wer hätte das gedacht —?“

„Und ob sie das Zeug dazu hat!“ rühmte ein anderer. „Solche Künstler wie sie werden geboren! Aber viele wissen es selbst nicht, bis irgend ein Zufall kommt oder irgend ein großes oder auch schweres Erlebnis, wodurch erst die Kunst in ihnen aufwacht —!“

Wenn das Gespräch in diesen Tagen auf „die Andalusita“ in Sevilla kam, dann war es ein Faden, der nicht abriß. Man bestaunte die Schnelligkeit ihres Aufstieges, erzählte sich, daß sie mit unerhörter Energie am Anfang gearbeitet und sich zunächst durch Gastspiele bekannt gemacht habe. Und bei dem temperamentvollen Publikum schlug ihre vollstümliche Kunst ein. Erst war sie in den verschiedenen Provinzen umhergereist. Dann hatte sie es in den größten beiden Kunstzentren des Landes: in Barcelona und Madrid gewagt, und mit dem Erfolg war ihr eine glänzende Laufbahn über. Ein Impresario hatte zu einem Gastspiel nach Argentinien hinübergeführt, wo sie unter den zahlreichen ausgewanderten spanischen Familien eine hohe Welle der Begeisterung erregte. Und Ströme von Gold leien ihr schon zugeflossen, erzählte man sich. Man behauptete: sie könne sich bereits ein eigenes Haus und ein Automobil leisten, wenn sie den Ehrgeiz besäße, sich irgendwo niederzulassen und von sich reden zu machen. Aber sie sei und bleibe für sich selbst anspruchslos, und zeige nirgends und nie einen Hang zum Prokentum. Das alles erhöhe die Begeisterung für sie.

In diese allgemeinen Schilderungen und Erörterungen hinein warf einer der Freunde die Frage: warum sie wohl nur so ruhelos immer umherreise —? Wenn es nicht der glühende Wunsch nach Bewunderung, nicht die Eitelkeit der Selbstvergötterung sei, warum schien sie nirgends und an keinem Orte Ruhe zu finden und wenigstens zu etwas längerem Bleiben zu bewegen —?

Manuel gefiel sich in der Rolle des Zuhörers. Denn er versuchte, ein Bild von ihr zu gewinnen. Zuletzt aber packte ihn einer der Freunde, schob seinen Arm leicht unter den von Manuel und ging mit ihm ein Stückchen die schmale belebte Straße hinauf, in der es rings von den sich lebhaft unterhaltenden Gruppen schwirrte. Dann blieb der Freund stehen und wies auf eine Wand, die mit Kellamebildern und großgedruckten Plakaten bedeckt war.

Hier befand sich auch der Cercle Imperial. Hier trat die Andalusita allabendlich auf!

Ein einziger Blick genügte Manuel, Pilar wiederzuerkennen. Ein solch ausdrucksvolles Gesichtchen, so schöne Glutaugen, so weiches reiches, leicht sich wellendes Haar, ein so feines Oval vom Kinn an hatte kaum eine zweite.

Er starrte das Bild an und vertiefte sich in ihre Züge. Schöne Stunden der jungen Liebe wachten plötzlich vor ihm auf, in denen er so oft, gern ihr Gesicht gesehen, immer aufs neue gefesselt, nie ermüdet und doch den Reichtum ihrer Seele und ihrer Künstlerschaft nicht ahnend!

Rings um ihn schwankten und lachten die Gruppen der Herren. Die Cafés sahen trotz der Vormittagsstunde um elf Uhr bereits voll Müßiggänger, die ihren Kaffee aus den pokalförmigen kleinen Gläsern schlückten, ihre Zigaretten rauchten, über die Neuigkeiten der Zeitung stritten und sich von einem der zahlreichen wandernden Schuhpußer das elegante Schuhwerk blank putzen ließen.

Die Hand des Freundes, die sich ihm jetzt mit der Frage auf die Schulter legte: ob er sich die so schnell berühmte gewordene Landsmännin nicht am Abend ansehen wolle, riß Manuel aus seinen Sinnen. Ja, sein Herz zog ihn, sie zu sehen. Er fühlte es selbst: es war nicht die Neugierde der andern, was ihn jetzt erfüllte. Nein, ein ganz anders Gefühl! Aber er wurde sich selbst nicht klar. Und es blieb ihm keine Zeit zum Nachdenken, da der Schwarm der andern ihn jetzt wieder umschloß und mit tausend Fragen über seine bisherige Zurückgezogenheit in seinem Berufe herfiel — nur des einen war er sich klar — nur das behielt er als Ziel im Auge —: er ging mit keinem der Freunde heute in den Cercle Imperial! Nein, ganz allein nur konnte er hingehen — um sie zu sehen —!

Der Saal war ihm schon von früher her bekannt. Heute aber empfand Manuel zum ersten Male die Unzulänglichkeit des Saales für seine eigene Stimmung, da er keinerlei Logen besaß, in deren Tiefe und Schatten er möglichst unbeobachtet der Vorstellung hätte bewohnen können. Es war eine lange Reihe von Sitzplätzen mit Klappstühlen, die sich von einer Wand zur andern quer hindurchzog und von denen die Lehnen im Hintergrunde sich etwas erhöht aufbauten. Man sah gut, aber man wurde auch gesehen —!

Wachte man ihn selbst sehen —! Die Nachricht von seinem Eintreffen würde erst am andern Tage in den Zeitungen stehen. Man vermutete ihn also noch nicht hier. Und wenn er je diesen oder jenen Bekannten von früher traf, dann war es nichts Auffälliges, wenn der Torero sich eine berühmte Landsmännin ansah und anhörte.

Aber er wollte nicht von Pilar gesehen werden! Dagegen sträubte sich sein Gefühl, das an innere Beschämung grenzte. Die Vorstellung war wieder ausverkauft. Die Aussicht, daß bald in der Heiligen Woche jede Theatervorstellung, auch in den Cercles, unterblieb, drängte das Publikum jetzt um so mehr hinein. Denn gleich nach der Semana Santa kamen wieder die Feriitage und brachten noch mehr Fremde und Ausländer in die Stadt, so daß es den Einheimischen erst recht schwer werden würde, sich einen Platz zu erobern.

Es blieb aber Manuel nichts übrig, trotzdem er rechtzeitig zum Auktionskauf der Kasse kam, als einen Platz in der fünften oder sechsten Sitzreihe zu nehmen. Die Kassiererin wunderte sich, daß er ihren Hinweis: der Platz sei sehr gut, da er sich fast in der Mitte des Saales, und so der Vortragskünstlerin gerade gegenüber befände, kaum beachtete.

Am Abend fand er sich rechtzeitig zur ersten Abendvorstellung ein, die um zehn Uhr begann. Die zweite Vorstellung fing nachts um halb 12 Uhr an, denn vor zwei Uhr nachts schloß kein Theater, kein Zirkus, kein Varieté, kein Vergnügungslokal. Er kaufte sich eines der kleinen Programmbücher von einem der Jungen in Listboyuniform, die auch zugleich Karamellen und Schokolade auf kleinen Tablett zum Verkauf anboten. Der junge Torero kümmerte sich nicht um die andern. Das kleine Büchlein fesselte ihn tatsächlich. Das Titelbild trug ja ihre einst so geliebten Hügel! Als echte Andalusita, die ihren Künstlernamen ihrer engeren Heimat zu Ehren gewählt, war sie auf diesem Bilde im wundervollen Mantón de Manila dargestellt, dessen weiche Seidenfalten ihren ganzen Oberkörper umschmiegen und dessen erhabene Blumenstickerei über Brust und Schultern voll zur Geltung kam. Der Hauptreiz dieses nationalen Kleidungsstückes, die sehr langen, weichen kunstvoll geknüpften Fransen fielen in wirkungsvoller Beweglichkeit um ihre Kniee, fast bis zu den mit schmalem Seidenband an den Knöcheln verschmürten Schuhen herab. Auf dem Schoße lag ihr der typische, breitrandige, schwarze andalusische Filzhut mit dem hohen steifen Kopf. Ein fesselndes Frauenbild von rassistischer und wundervoll ebenmäßiger Körperschönheit.

Aber war nicht vielleicht der Ausdruck der Augen das Schönste? Nicht einen Hauch von frecher Redheit, nichts von toletter Selbstgefälligkeit, die ihres Sieges im Voraus her! Nichts vor gemachtem Sitzurschau-Stellen! In Geornteil, Ruhe und Schlichtheit in den Zügen. Vielleicht eine leise Trauer um die Mundwinkel, die man sonst bei diesen Vortragskünstlerinnen so gar nicht antraf!

Was war es? — Das Herz tat ihm einige schnelle schmerzliche Schläge —: Schon dieser stümperhaft wiedergegebenen Photographie auf dem Programmbüchlein sah er mit forschenden, ahnenden Augen an, daß sie seelisch stark gelitten hatte.

War es nicht um seinetwillen gewesen —? —

Als er sich aufrehte, merkte er, daß der ganze Saal bis auf den letzten Platz gefüllt war. Der Kapellmeister des kleinen Orchesters vor ihm hob den Taktstock, das Geschwätz verstummte, eine leise Erwartung breitete sich über den Raum aus, und doch, es war noch nicht die große, bewußte Erwartung! Denn das Programm enthielt ja eine Reihe von Nummern, und es bewies, daß „la Andalusita“ die allergrößte Anziehungskraft des Abends bedeutete, da sie als die Letzte kam, als die künstlerisch vollendetste der Darbietungen!

So erschienen vorher allerlei Spiele, die Manuel im Grunde unsäglich langweilten. Ein Duett zwischen einem Sevillaner Polizisten und einer jungen Dame. Ein englischer Clown, der nicht durch Worte, sondern groteske Bewegungen und allerlei Zaubermächchen wirkte. Ein englisches Bühchen, das einen Cafewalk tanzte. Eine englische Dame, die als Bajadere ein unverständliches englisches Lied sang. Dann eine andalusische Sängerin. „Die Tochter des Kammés“, wie sie sich nannte. Ein robustes Weib, in einem Kleid von knallrot gemusterter Seide, einem Riesentamm, aus dem ein Kissenbüfett herauszuwachsen schien, und die die Geschmackslosigkeit besaß, sich bei dieser Volkstracht mit übermäßig langen, baumelnden Brillantohrringen und einem aufdringlich großen Brillantkrenz am Halse zu behängen. Eine öftere Stillosigkeit, die bei ihrer überaus einfachen Gesangsweise und der mehr als Kleinbürgerlichen Erscheinung ihres Partners, eines Gitarrenspielers, doppelt lächerlich wirkte.

Dann aber eine kurze Pause. Die Spannung wuchs sichtlich. Manuel horchte auf die Äußerungen ringsum.

Nicht nur Spanier waren da, sondern auch Deutsche, Engländer. Weit in der Überzahl Herren, und was an Frauen zugegen war, waren Frauen aus dem Volke. Auch einige vornehme Ausländerinnen. Die Frau der guten spanischen Kreise ging abends selbst in Begleitung ihres Gatten nicht aus.

Im Orchester eine kleine Unruhe, ein Stühlerücken, es schien, als ob jetzt zu den Nummern der „Andalusita“ einige Musiker mit besonderen Instrumenten sich einfügten. Der Vorhang ging hoch. Die Dekoration hatte sich verändert. Welch ein Vorteil! Jetzt sah man in einen blühenden Garten. Vielleicht — ein Ausschnitt aus dem entzündenden Park draußen —? Rechts und links bildeten weiße Säulen eine Pergola, über deren gitterähnliches Dach sich reiche blühende Glycinien bis zum Boden herabspannen, und von unten herauf rankten sich wild wuchernde rosa Rosen die in ihrer Üppigkeit zu dichten Dolden emporwuchsen. Im Hintergrund ein stiller, silberträumender See.

Und dann erschien sie selbst nach einleitenden Tacten des Orchesters —! Wie einfach war sie! An den Füßchen die typischen weißen Schuhe aus feinstem Bast geflecht, um die Knöchel mit langen, sich verschmürnden schmalen Bändern festgehalten, so wie sie die einfachen Mädchen der Städte, vor allen Dingen aber die Landmädchen trugen. Eine rot- und weißgestreifte Bluse zu einem gelblichen Rock. Aus einfachsten Washstoffen. Im dunklen Haar nicht die rote Nelke, wie sie in Sevilla jede Frau, jedes Mädchen, ja, jede Greisin trug, sondern das Haar über beide Ohren ein wenig absteigend aufgekämmt, und über dem Arm den unerklärlichen Wollschal der Bewohner Nordspaniens — denn — nun war sie nicht „la Andalusita“, sondern ein Bauernmädchen droben aus Katalonien, das in die Stadt kam und nach seinem Liebsten suchte, der vor drei Monaten zu den Soldaten hatte in die Stadt müssen und ihr immer noch kein Lebenszeichen gegeben habe.

(Fortsetzung folgt.)

Die Voraeschichte der Eüderibucher Diamanten.

Von Max Kendenbach.

In einem warmen, klaren Dezembertage des Jahres 1906 meldete die Signalstation auf der Haifisch-Insel am Eingange zum Eüderibucher Hafen das Eintreffen eines Dampfers, der in großer Entfernung draussen kreuzte. Da die Einfahrt wegen des schwierigen Fahrwassers ohne Lotsen nicht gestattet ist, begab sich der Hafenoftizier auf einer Barkasse nach dem Dampfer hinaus, um diesen in den Binnenhafen zu geleiten. Beim Schiff eingetroffen, teilte man ihm kurz mit man habe nicht die Abficht, Eüderibuch anzulanden. Ganz gegen die sonst übliche Höflichkeit in den wenig beluchten überseeischen Häfen verweigerte ihm der Kapitän förmlich das Betreten des Schiffes. Man wollte auch über das Reiseziel keinerlei Auskunft geben. Sehr bald setzte das Schiff seinen Kurs in südlicher Richtung fort. Dem Loten fiel es auf, daß das Schiff ohne in seiner äußeren Form auf eine Veranäunungssicht schließen zu lassen, doch wegen der wenig sichtbaren Passagiere an eine solche erinnerte. Auch war es kein Frachtsschiff. Es fuhr unter englischer Flagge. Passagiere und Besatzung schienen Engländer zu sein.

Damals war es im Eüderibucher Hafen gerade sehr ruhig. Wir sprachen von dem merkwürdigen Schiff, das bald war die Angelegenheit vergaßen, erst nach einem halben oder nach dreiviertel Jahren wurde von Kapstadt her Licht in die Angelegenheit gebracht. Im Krankenhaus einer englischen Stadt war ein Patrole gestorben, in dessen Nachlass sich eine Anzahl ungeschliffener Diamanten befand. Bei der Nachforschung über die Herkunft dieser Steine erzählten die Angehörigen, daß der Mann früher auf der Guanonia Pomona gearbeitet habe. Diese Insel liegt an der Küste Südwestafrikas. Sie gehört, wie die übrigen dort vorgelagerten kleinen Inseln, schon seit langen Jahren zu Kapkolonie, deren Regierung dort Guano abbauen läßt. Die Arbeiter auf diesen Inseln waren mittellose Leute, die sich auf zwei Jahre verpflichten mußten und sich hiermit das Einwanderungsrecht auch ohne Vermittel erwarben. Es sind trostlose Eilande. Auf den niedrigen, nackten Felsen befinden sich außer Pinguinen und sonstigen Seevögeln keine Bewohner. Es schmückt sie keine Vegetation, außer einzelnen Salzbüscheln. Lebensmittel selbst das Trinkwasser für die wenigen Arbeiter, werden von kleinen Kuttern, die für die Guanoübernahme wegen anlaufen, mitgebracht. Hier hatte auch der Verstorbenen gearbeitet und in England die Abficht ausgebrochen, bei der nächsten Gelegenheit nach dem

zurückzuführen, um die so heiß ersehnten Edelsteine in größerer Menge zu suchen. Spekulative Köpfe in England hatten davon gehört, rühten kurzerhand ein Schiff aus und fuhren nach Südafrika. Das Betreten der verschiedenen Guanoinfeln war Unbefugten verboten, um die keineswegs sehr zahlreichen Vögel bei ihrem Brutgeschäft nicht der Störung auszuleben, da schon seit Jahren ein Abbau von Guano in größerem Maße nicht mehr möglich war. Auch den Inassen des erwähnten Schiffes wurde die Landung verweigert. Auf ihre Kreuz- und Querfragen erhielten sie die Antwort, daß das Vorkommen von Diamanten auf der Gomonainfel rein unmöglich sei. Auf allen Klippen würde das Guano zusammengekrast und man hätte im Laufe der Jahre wenigstens einige finden müssen. Wertwürdiarweise haben sich die Leute nicht auf das Festland begeben, welches nur einige hundert Meter von der Insel entfernt liegt. Dieses, die sog. Gomonabucht, sollte später die reichste Fundstelle der reinsten und größten südwestafrikanischen Diamanten werden. Aber an ein Vorkommen von Diamanten unter den dortigen Bodenverhältnissen dachte damals kein Mensch.

Die südafrikanischen Diamanten, welche zuerst im Jahre 1869 in der Umgegend von Kimberley entdeckt wurden, fand man stets an ihren Entstehungsorten oder in deren unmittelbaren Nähe in sog. Rivieren; Flußläufe, die nur nach starken Niederschlägen Wasser führen. Die Urbrunnenstellen bezeichnet man mit dem englischen Ausdruck „pipes“ (Röhren), kraterförmigen Trichtern, die mit einer besonderen Erdmasse angefüllt sind. Blaugrund oder auch Gelbgrund, so benannt nach ihrer jeweiligen Farbe. Die Diamanten befinden sich hauptsächlich am Trichterrande. Es gibt in ganz Südafrika im Innern, besonders in Transvaal, eine Menge dieser Röhren, aber nur sehr wenige enthalten tatsächlich Diamanten. Die anderen nennt man „taub“.

Bei der näheren Untersuchung der neuen deutschen Kolonie in den 90er Jahren hat man auch in dem südlichen Teil, der so große geologische Ähnlichkeit mit Transvaal besitzt, eine Menge dieser Röhren gefunden. Besonders in dem alten Witboogebiet bei Gibeon. Es wurde eifrig nach Diamanten geschürft, aber stets vergebens, so daß man den Gedanken an Diamantfunde ganz aufgegeben hatte. Am allerwenigsten dachte man in der Lüderiksbuchter Gegend an das Vorkommen dieses edelsten aller Steine, weil hier nie die geringste Spur von Blaugrund gesehen wurde. Das ganze Gebiet zwischen der Küste und den in einer Entfernung von 10 bis 20 Kilometer gelegenen großen Wanderdünen ist von einem groben, körnigen Quarzlande bedeckt, dessen scharfe Kristalle in dem grellen Licht der afrikanischen Sonne geradezu edelsteinartig glänzen. Des öfteren wurde scherzweise geäußert: „Das sind ja alles Diamanten!“ Aber niemand hat daran gedacht, daß solche sich tatsächlich zwischen der Menge oft wasserklaren Bergkristalle befinden könnten.

Im Jahre 1905, während des Hottentottenaufstandes, hatte man Lüderiksbucht wegen seines bequemen Hafens und des alten Bahwegs, der im Hinterland der Bucht die Dünen an ihrer schmalsten Stelle kreuzt (es handelt sich nur um eine Breite von 7 bis 10 Kilometer) zum Ausgangspunkt für die Transporte nach dem Innern des Südens der Kolonie gewählt. Auch der Anfang 1906 beginnende Bahnbau von Lüderiksbucht nach Reetmanshoop benutzte hauptsächlich den Zug des alten Bahwegs. Große Transporte für die Truppen gingen und kamen täglich. Aber tausend farbige Arbeiter aus der Kapkolonie und Transvaal hatten der künftigen Bahnlinie entlang ihre Lager aufgeschlagen, um aus den vorhandenen Sand- und Kiesmassen den Bahndamm anzuschütten. Aber noch immer nicht hatte man sich mit der Untersuchung des Bodens auf Diamanten befaßt. Ein Unterscheiden dieser Steine von dem massenhaft vorhandenen Quarzgestein war für einen Nichtfachmann nicht so leicht. Erst als der Bahnbau schon weit ins Innere vorgeschritten war, fanden farbige Streckenarbeiter beim Gleisstopfen klare Kristalle. Sie zeigten sie ihren Vorgesetzten unter der Behauptung, in ihnen Diamanten zu erkennen, da sie solche vorher bei ihrer Beschäftigung in den Minen von Kimberley gesehen hatten. Die deutschen Arbeiter schenken aber der ganzen Angelegenheit keinen rechten Glauben. Erst nach geraumer Zeit kam der damalige Bahnmeister der Strecke auf den Gedanken, diese Kristalle von dem Landesgeologen untersuchen zu lassen. Zu seiner großen Freude fand er seine Vermutung bestätigt; denn die Untersuchung hatte ergeben, daß es tatsächlich Diamanten von großer Reinheit seien. Der betreffende Herr erwarb sich zusammen mit zwei Ingenieuren der Bahnbau-Gesellschaft schnell das Schürfrecht für ein größeres Gebiet. Sie bevorzugten die langgestreckten Talmulden, da sie sehr richtig vermuteten, die Steine würden sich hier am reichlichsten befinden. Vermöge ihrer Schwere blieben sie in den leichteren Senkungen liegen, während der Flugand darüber hinwegweht. Als genaue Kenner des Landes waren die betreffenden Herren sich wohl bewußt, daß der Abbau große Kosten verursachen würde, und sie waren zuerst etwas zweifelhaft darüber, ob diese hinreichend durch den zu erwartenden Ertrag gedeckt würden. Sie sicherten sich in Deutschland bei einer größeren Finanzgruppe den erforderlichen Rückhalt. Mittels reichlich zur Verfügung gestellter Gelder wurde das Unternehmen von vornherein sachgemäß betrieben. Kostspielige Expeditionen wurden auf größere Entfernungen unternommen und die viel weiter im Süden liegenden weit erweiterbaren Felder besetzt; so auch die reichen, bestbekanntesten Felder an der Gomonabucht, von der auch zweifellos die Diamanten stammten, die Jahre vorher der englische Matrose selbst gefunden oder von umherstreifenden Bushmännern erworben

hatte. Für dieses eigentümliche Volk sind die weiten Küstenstreifen kein Hindernis. Sie können tagelang ohne Wasser aushalten und ernähren sich im Notfall von den wenigen Salzwassern und dem sich zwischen diesen aufhaltenden Anzeigler. Jeder Bushmann besitzt unter seinen geringen Habseligkeiten neben den vergifteten Pfeilen für die Jagd auch harte Steine zum Feuerschlagen. Es ist nicht ausgeschlossen, daß sie bei ihrer Vorliebe für hartes glänzendes Gestein auch Diamanten besaßen, ohne deren Wert zu kennen. An die See zogen sie früher häufig, da ihnen Vögel und angeschwemmte Krustentiere reichlich Nahrung boten.

Unterdessen hatte sich die überraschende Neuigkeit der Diamantentunde in Lüderiksbucht wie ein Lauffeuer herumgesprochen und viele Köpfe verdreht. Die Geschäfte gingen schlecht, denn die Frachten wurden teurer per Bahn ins Innere befördert. Damit hatte der lebhafteste Kleinhandel mit den Frachtfahrern fast ganz aufgehört. Alles wurde von dem Laumel ergriffen, auf den neu entdeckten Diamantfeldern sein Glück zu machen. Kleine Geschäftsleute schlossen ihre Läden, Angestellte der Bahngesellschaft verließen ohne jede Kündigung ihre sichere Stellung; manche, die dem Erlöse noch nicht trauten und ihr Geschäft oder ihre feste Anstellung nicht im Stich lassen wollten, schickten andere hinaus, die auf ihre Kosten als Prospektor tagelang in der Wüstenei umherzogen, um nach ihrer Ansicht geeignete Felder zu besetzen. Sie wollten wenigstens an der Aufteilung des in Frage kommenden Gebietes beteiligt sein. Alle nur verwendbaren Breiter selbst die achsellos herumliegenden leeren Bierfässer, wurden in aller Stille mit Haat zu Schürftafeln verarbeitet. Keiner verriet dem andern, wo er seine Tafeln aufstellen wollte, denn ein jeder suchte nach seinem lieben Nächsten aus, in dem Glauben, dieser habe bereits ein hoffnungsvolles Feld in Aussicht, von dem er auch gern profitieren wollte. Mit eintretender Dunkelheit zogen viele Gestalten, mit Schürftafeln schwer beladen, heimlich aus. Zu Fuß, zu Pferd und mit Karren gingen sie in das Sandmeer hinaus und bei Sonnenaufgang waren ganze Gegenden mit Schürftafeln überhäuft und von eifrig suchenden Menschen durchwankert, wo Tage vorher noch die Totenstille der afrikanischen Wüste geherrscht hatte. Leute, die vorher kaum über das Weichbild der Bucht hinausgekommen waren und nicht die geringste Vorstellung davon besaßen, wo Diamanten wirklich liegen konnten, stellten sich blindlings, falls sie die erziehbigen Tassentunnen besetzt fanden, ihre Tafeln auf kahlen Granitfelsen oder den auslaufenden Dünenrändern auf. Ihr ganzes Simmen war nur sich in Eile Schürftafel zu sichern, um vielleicht über Nacht ungeachtete Reichtümer zu erwerben. Andere hatten Glück oder vielmehr, sie hatten mit Überlegung ihre Felder ausgesucht. Wieder andere haben nicht einmal die Kosten für ihre Schürftafeln aufbringen können. Einzelne Felderbesitzer verließen, unter Wahrung ihrer mehr oder weniger berechtigten Interessen, Genossenschaften zu bilden. Besonders in den oft sehr einfachen Verhältnissen wurden bei reichlichem Mitbogensgenus die kühnsten Zukunftspläne geschmiedet und die phantastischsten Minenunternehmen gegründet unter Einsetzung ihrer gesamten, oft sehr schwer verdienten Ersparnisse. Die Phantasie trieb schrankenlos ihre Blüten. Das „Diamantfieber“ hatte sie erfaßt, wie seinerzeit das Goldfieber so viele Menschen in Südafrika, Kalifornien und Australien.

Als die Wellen der ersten Erregung sich etwas gelent hatten und so mancher von der Ausichtslosigkeit seines Handelns überzeugt wurde, verschwanden viele der Schürftafeln von ihrer unfruchtbaren Stelle oder gingen in den häufig auftretenden starken Sandstürmen verloren. Die Besitzer wirklich guter Felder gründeten unter guter Finanzierung Gesellschaften. Die Betriebe wurden verbessert, so daß sie sich zu recht leistungsfähigen Unternehmungen entwickeln konnten. Alle gefördertten Diamanten waren einer hohen staatlichen Abgabe unterworfen. Diese deckte einen großen Teil der Ausgaben des Gouvernements, da sich die Farmwirtschaft in diesem Lande erst allmählich ausbauen konnte. Leider hat der Weltkrieg diese blühende Minenindustrie für uns Deutsche zerstört.

Gedanken über die Ehe.

Von Ilie Franke.

Wenn in der Ehe nur jeder Teil nach besten Kräften seine eigene Last trägt, wird es nicht mehr so oft geschehen, daß einer unter der Last des anderen zusammenbricht.

*

Es kann geschehen, daß die kleinen Fehler des Menschen, mit dem wir zusammenleben müssen, uns im Wege liegen wie Steine an denen sich unsere Liebe, unter guter Wille, in unsere Kraft und unser Leben wundtöken und verbluten.

*

Das ist die glücklichste Liebe, in der man auch die gegenläufige Einsamkeit — den letzten, verschwiegenen Herzswinkel, den man mit niemand teilen kann — versteht und achtet.

Die Schatten der Vergangenheit sterben nicht im Verschweigen, sondern im Bekennen.

Welt u. Wissen

Die drohende Überfüllung der Erde. Die Zahl der Menschen hat trotz aller Erschütterungen und Kriege in der letzten Zeit außerordentlich zugenommen. Ein Statistiker behauptete kürzlich, daß sich die Bevölkerung der Erde mit jedem Tag um 50.000 Seelen vermehrt. Da sich aber die bebauten Erdoberfläche nicht gleichzeitig um 50.000 Hektar vergrößert, so erhebt sich ein überaus drohendes Problem, denn 1 Hektar bebauten Landes ist zum mindesten notwendig, um einen Menschen zu ernähren. Die Frage der drohenden Überfüllung zu der auch schon hervorragende deutsche Gelehrte Stellung genommen haben, wird auf Grund umfassender Statistiken von einem Melbourneer Forscher, G. D. Knibbs, in einem Aufsatz der wissenschaftlichen Revue „Scientia“ behandelt. Vorläufig herrscht noch keineswegs auf dem ganzen Erdball Überfüllung. Es gibt überfüllte Länder, die ihre Einwohner nicht mehr aus dem Lande ernähren können; es gibt „unterbevölkerte“ Länder, die mehr Nahrung hervorbringen, als sie brauchen, und es gibt wenig bevölkerte Länder, deren geringe Bewohnerzahl aber in den meisten Fällen auf Mangel der Bitterung und des Bodens zurückzuführen ist. Durch die Vervollkommnung des Verkehrs und der Technik werden aber alle Völker der Erde immer mehr zu einer Einheit zusammengeschiebt, so daß sie schließlich als eine einzige große Gemeinschaft betrachtet werden müssen. Seit 120 Jahren hat sich die Bevölkerung der Erde mindestens verdoppelt. Wir zählen gegenwärtig 1850 Millionen. Nach dem Tempo der Zunahme in den letzten Jahrzehnten ist nach Knibbs zu erwarten, daß die Bewohnerzahl der Erde im Jahr 2165 14.800 Millionen betragen wird. Das ist natürlich eine ganz unmögliche Ziffer. Aber wie dem auch sei: jedenfalls kann man mit Bestimmtheit voraussehen, daß in 250 Jahren die ganze Erde überfüllt sein wird. Welche Hilfsmittel stehen uns nun zu Gebote, um dieser wachsenden Menge und den notwendigen Tieren Nahrung zu verschaffen? Von etwa 24 Millionen Quadratkilometern hält man etwa 75 für anbaufähig, 6,25 gelten für ertragsunfähig und bei etwa 10 Millionen ist es ungewiß, inwieweit sie sich für den Anbau ausnutzen lassen werden. Gewiß wird man die anbaufähige Fläche auf der Erde noch stark vergrößern. Knibbs nimmt an, daß sich diese Fläche um 0 Prozent steigern läßt. Außerdem darf man auf alle möglichen Mittel der Vervollkommnung in der Beschaffung der Nahrungsmittel hoffen. Werden sie aber genügen, um die so außerordentlich gesteigerte Anzahl der Menschen zu ernähren? Knibbs ist Optimist und huldigt am Schluß seines Aufsatzes der Anschauung, daß es der Menschheit gelingen wird, durch Verbesserung der Arbeitsleistung, der Organisation und durch Vervollkommnung der menschlichen Natur der Erde so viel abzugewinnen, daß etwa 10.000 Millionen Menschen auf ihr leben können. Aber Bestimmten dürften besonders die „Vervollkommnung der menschlichen Natur“ anzuweisen.

Das merkwürdige Aussehen der Kakteen. An den Kakteen dient die unregelmäßige Verbildung von Blättern und Zweigen in Stacheln und Äste einem höchwichtigen Zweck. Man muß berücksichtigen, daß alle Angehörigen der großen Familie der Kakteen ausgesprochene Trockenbodenpflanzen, daß sie mit einer einzigen Ausnahme sämtlich auf den glühend heißen, schattigen und öden Hochflächen des warmen Mittelamerikas und der angrenzenden Gebiete heimisch sind. Nun sind die grünen, vegetierenden Teile der Kakteen überhaupt hinsichtlich ihrer Oberfläche auf ein Minimum beschränkt, wie schon die vielfach walzenförmige Gestaltung des Pflanzenkörpers darthut. Dadurch wird aber wiederum den Sonnenstrahlen eine möglichst geringe Angriffsfläche geboten, und dies ist von besonderer Wichtigkeit. Denn je größer die ausgebreitete Fläche eines leuchtenden Körpers ist, um so rascher wird seine Ausstrahlung durch die umgebende Luft erfolgen. Für die Kakteen also würden große Blätter auf ihnen monatlang regnerarmen Plateaus direkt eine Lebensgefahr bedeuten. Sie müßten daher die Verdunstungsflächen so klein wie irgend möglich gestalten. Dieses Bestreben wird noch unterstützt durch eine lederartige feste Haut die nur wenige Atmungsorgane, sog. Spaltöffnungen, besitzt und durch ein stark mit Schleim erfülltes Zellgewebe, das die Fähigkeit hat, das ausgetragene Wasser lange Zeit festzuhalten. Die Oberhaut wird bei manchen Arten fast holzartig hart während sie bei den schönblühenden Epiphyllen und Bulbokakteen weniger widerstandsfähig ist. Diese Einrichtungen sind es also, die den Pflanzen ermöglichen, monatlang in der sengenden Trockenheit in der Gemeinschaft toter Steine scheinbar leblos weiterzuexistieren.

Kiefereier. Die größten Eier, die in unserem Weltzeitalter gelegt werden, rühren von den Straußen her. Hartgekocht wiegt ein solches Straußenei 3 Pfund und würde ein ausreichendes Frühstück für eine große Familie darstellen. Im Verhältnis des Eis zur Körpergröße legt wohl die gewichtigsten Eier der Kiwi, ein in Neuseeland heimischer Vogel, der selbst nur 4 Pfund wiegt, dessen Eier aber 400 Gramm und mehr wiegen. Gewaltige Eier legen ein ausserordentlicher Vogel, der Leptronis; man findet diese Eier hier und da in Museen, und jedes ist so groß wie 150 durchschnittliche Hühnereier. Der Leptronis war ein Vogel auf Madagaskar der erst vor einhundert Jahren

ausgestorben ist. Ebenfalls riesengroß waren die Dinosauriereier, von denen man jetzt eine ganze Anzahl in Zentralasien gefunden hat. In dem vulkanischen Sand von Neuseeland entdeckte ein Forscher ein teilweise verbranntes Ei, das größte Vogelei, das wohl je gefunden worden ist. Ein großer Herrendub würde kaum genügt haben, um dafür als Eierbecher zu dienen. Der Vogel, der dies Riesenei legte, war der vorgezeichnetliche Dinornis, und man vermutet, daß er gegen 14 Fuß groß war.

Die Temperatur der Planeten. Aus der Farbe des Lichtes, das von einem leuchtenden Körper ausgeht, kann man auf seine Temperatur schließen. Eine rotglühende Zigarre z. B. hat eine Temperatur von etwa 500 Grad Celsius. Eisen in Rotglut ebensoviel; wird das Eisen weiter erhitzt, so gerät es in Gelb- und schließlich in Weißglut. Läßt man nun das Licht durch ein Glasprisma fallen, dann wird es in die Regenbogenfarben von Rot bis Violet zerlegt, und durch die Messung der Stärke der einzelnen Farben kann der Physiker ziemlich genau feststellen, wie groß die Temperatur der Strahlungsquelle ist. Aus solchen Messungen hat man Aufschluß über die Temperatur der Himmelskörper gewonnen und für die Sonnenoberfläche eine Temperatur von 5000 bis 6000 Grad Celsius ermittelt. Durch neueste Untersuchungen der Strahlung, die von den Planeten ausgeht, haben amerikanische Forscher die Temperatur der Oberfläche der Planeten festgestellt, und zwar sind die Ergebnisse, die in der „Amichau“ mitgeteilt werden, folgende: Mars: Nitrand — 45 Grad Celsius, Westrand 0 Grad Celsius, Nordpol (Winter) — 70 Grad Celsius, Südpol (Sommer) — 60 Grad Celsius, Äquatorialgürtel 19 Grad Celsius. Obere Grenze der Temperaturen der äußeren Atmosphäre von Venus — 15 Grad Celsius, Jupiter — 75 Grad Celsius, Saturn — 65 Grad Celsius, Uranus — 75 Grad Celsius, Merkur 75—100 Grad Celsius, die un- beleuchtete Mondoberfläche — 75 Grad Celsius.

Hygiene und Heilkunde

Das schmutzige Geld. In Frankreich hat der Minister der Gesundheitspflege die Medizinische Akademie beauftragt, die Frage zu untersuchen, ob das in Umlauf befindliche Geld eine Gefahr für die Gesundheit bedeute. Die Akademie verwies auf die Untersuchungen, die Dr. Vincenzi schon 1895 am Metallgeld vorgenommen hat. Danach sollen die Mikroben auf dem Metall nur ein sehr kurzes Dasein führen. Am stärksten sei die antiseptische Wirkung des Silbers und der Bronze, am geringsten die des Goldes. Da aber gegenwärtig kein Gold mehr im Umlauf ist, so kommt diese Gefahr nicht in Betracht. Was das Papiergeld betrifft, so haben Dr. Renault und der Laboratoriumsleiter Pierre Paul Lévy auf schmutzigen Papierscheinen zwar Mikroben gefunden, die aber in den meisten Fällen unschädlich und nur ausnahmsweise ansteckend sein sollten. Etwas anders lautet das Ergebnis deutscher Untersuchungen. Auf 446 Papierscheinen, die Dr. Kiefer (Bonn) untersuchte, hatte sich eine sehr zahlreiche Menge von Keimen niedergelassen. So enthielten mittelmäßig bis stark gebrauchte Ein- und Zweimarscheine 13.000 bis 143.000 Keime. Die Zahl der Keime steht jedoch nicht in Beziehung zu dem Gebrauchsgrad der Geldscheine, sondern zu der Beschaffenheit des verwendeten Papiers; glatte Scheine wiesen weniger Bakterien auf als gerippte oder raube Scheine. Durch andere Versuche wurde ermittelt, wie lange abtödtlich auf Papiergeld verbrachte Krankheitskeime angedungsfähig bleiben. Eitererreger z. B. hielten sich 54 Stunden bis 127 Tage. Als Keim- und Krankheitsüberträger besitzt das Papiergeld jedenfalls eine viel größere Bedeutung als andere Gegenstände des täglichen Gebrauchs.

Die Lebensdauer des menschlichen Haars. Einige interessante Zahlen über das Alter menschlicher Haare werden in der „Amichau“ mitgeteilt. Vinkus beobachtete das Wachstum mehrerer Haare an der Brust. Die Lebensdauer von 16 Haaren, die im Frühjahr entstanden, betrug durchschnittlich 210 Tage, während 7 im Herbst entstandene Haare nur ein durchschnittliches Alter von 189 Tagen erreichten. Die Sommerhaare hatten mit 45 Millimeter eine größere Länge als die Winterhaare mit 38 Millimeter. Ein auf einem Muttermal vorhandenes Haar wurde 7 Jahre beobachtet. Im Sommer wuchs es durchschnittlich 140 Tausend im Winter 124 Tage.

Scherz und Spott

Guter Grund. „Wie konnten Sie so gemein sein, Herr Arzt die Uhr zu stehlen, als er Ihnen etwas verschrieb“, fragte der Richter. — „Ich befand mich in einer Notlage, erwiderte der Angeklagte, „auf dem Rezept stand: Jede Stunde ein Eßlöffel, und ich hatte keine Uhr.“

Der Lokalpatriot. Ein Reisender, der in einem abendlegenden verlassenen Dörfchen kommt, saß zu einem Wirt übergehend: „In Eurem Rest ist wohl nicht viel los?“ „Was?“ erwidert dieser empört. „Bei uns nicht viel los.“ Wir hatten hier erst vor zwei Wochen Mondfinsternis.“